

ZUM CUNDPALD-KELCH VON PETÖHÁZA

Im Jahre 1960 wurden auf der Münchner Ausstellung „Bayerische Frömmigkeit, 1400 Jahre christliches Bayern“ hervorragende Photos eines karolingischen Abendmahlkelches aus dem Museum Sopron (Ödenburg) gezeigt¹⁾. Es handelte sich um Aufnahmen des restaurierten Kelches von Petöháza, der der internationalen Forschung bisher nur aus einer unzureichenden Bekanntgabe durch J. Hampel im Jahre 1905 zugänglich war²⁾ und der seitdem immer wieder zum Vergleich für den berühmten Tassilo-Kelch von Kremsmünster herangezogen wurde³⁾. Eine monographische Behandlung dieses wichtigen karolingischen Denkmals von ungarischer Seite liegt nun seit kurzem vor; sie wird dem Budapester Archäologen I. Bóna verdankt. Bónas umfangreicher Aufsatz, in den *Acta Archaeologica Academiae Scientiarum Hungaricae* 18, 1966, 279 ff. unter dem Titel „Cundpald fecit“ erschienen, bringt in vielen Punkten definitive Feststellungen, schafft jetzt aber auch die notwendigen Voraussetzungen, um die zeitliche, stilistische und historische Einordnung des Kelches diskutieren zu können. Da der Kelch bairischer Herkunft ist — wofür I. Bóna zu den alten weitere neue Argumente beibrachte — sei die Diskussion über ihn in diesem Bande des Jahrbuchs, der einem in Bayern tätigen Gelehrten gewidmet ist, eröffnet.

Der 11,8 cm hohe und aus Rotkupfer getriebene Kelch, seit 1885 Eigentum des Museums Ödenburg, wurde im Jahre 1879 am Ikva-Bach zwischen Petöháza und Fertöendréd (Kom. Győr-Sopron, Kr. Kapuvár) beim Bau einer Zuckerfabrik gefunden. Die näheren Fundumstände sind unbekannt. Die von L. Bella stammende Mitteilung, daß der Kelch „wahrscheinlich in einem Grabe gefunden wurde...“ (Bóna S. 279), wurde von J. Hampel zwar in die Tafelunterschrift seines Werkes übernommen⁴⁾, hingegen nicht in den Text. Möglicherweise war er eine Grabbeigabe, beweisen läßt es sich nicht. Daß der im Jahre 799 aus der Salzburger Diözese zu den Awaren gekommene Bischof Theodericus den Kelch besessen habe und ihn ins Grab beigegeben erhielt, „das in der auf dem Fürstensitz der spätawarischen Kagane erbauten Holzkirche ausgehoben wurde“ (Bóna S. 325), bleibt folglich eine phantasievolle, aber leider nicht beweisbare Vermutung. So muß man sich wohl mit der Kenntnis des Fundorts an der ungarisch-burgenländischen Grenze begnügen, auf weitergehende Spekulationen verzichten und den Kelch als Erzeugnis seines

1) Ausstellungskatalog „Bayerische Frömmigkeit, 1400 Jahre Christliches Bayern“ (München 1960) 153 Nr. 139 u. Taf. 17.

2) J. Hampel, *Altertümer d. frühen Mittelalt. in Ungarn* (1905) 2, 428 f. u. 3 Taf. 324.

3) Z. B. G. Haseloff, *Der Tassilokelch* (Münchner Beitr. z. Vor- u. Frühgesch. 1, 1951) 10 Taf. 9,

A. — V. H. Elbern, *Der eucharistische Kelch im frühen Mittelalter* (1964) 15 Abb. 6 u. S. 74 Nr. 30. Elbern stimmt diesem Vergleich nur mit Einschränkungen zu.

4) Hampel 3 Taf. 324: „Kelch aus einem Grabe in Petöháza“.

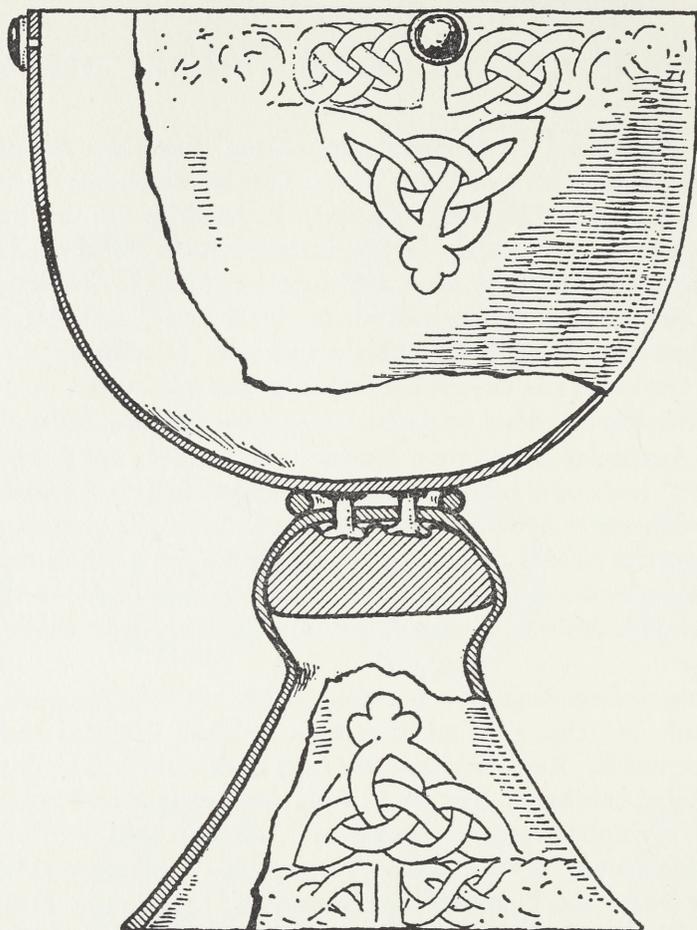


Abb. 1 Der Kelch von Petőháza. 1:1. (Nach I. Bóna S. 283 Abb. 2)

bayerischen Herkunftslandes würdigen, worauf Bóna mit seiner Untersuchung auch in erster Linie abzielte.

Nodus und Fuß des Kelches (Abb. 1; Taf. 30) sind aus einer einzigen Kupferplatte getrieben, 5,5 cm hoch bei 7,5-7,3 cm Durchmesser der Standfläche. Die ebenfalls getriebene halbkugelige Cuppa (Höhe 6,1 cm, Mündungsdurchmesser 8,85-9,1 cm) ist außen vom Nodus durch einen umlaufenden, aus Bronze gegossenen Perlkranz abgesetzt und innen mittels vier rundstabiger Nieten mit dem Fuß verbunden, in den von unten zur Sicherung Blei eingegossen wurde. Der eingravierte Dekor an Fuß und Cuppa und die Inschrift auf dem Nodus wurden vor der Zusammenfügung beider Teile angebracht. Nach der Montage wurde der fertige Kelch mit einer dicken Feuervergoldung versehen,

welche die ganze sichtbare Oberfläche innen und außen überzieht. Bei der Restaurierung wurden an drei Stellen, etwa 2 mm unterhalb des Mundsaums, Überreste von oxydierten Nietnägeln sichtbar, die im Innern der Schale sorgfältig verhämmert waren, außen hingegen abgebrochen sind. Sie dienten, wie Bóna auf Grund eines Photos von 1890 sichern konnte, zur Fixierung von Rundzellen, welche Glas- oder Steineinlagen von etwa 6 mm Durchmesser enthielten. Diese Fassungen mit farbigen Einlagen stellen eine spätere Zutat dar und sind vermutlich erst bei der Auffindung des Kelchs mit Gewalt abgerissen worden (Bóna S. 283-285).

Im Gegensatz zu dem 25,5 cm hohen Tassilo-Kelch⁵⁾, der ein Spendekelch (*calix ministerialis, calix maior*) war, gehört der Kelch von Petöháza (Höhe 11,8 cm) zusammen mit dem Lebuinus-Kelch (Höhe etwa 12 cm) und dem Kelch von Trehiddle (Höhe 12,7 cm) nach V. Elbern zur Gruppe der normalen Konsekrations- bzw. Meßkelche (*calices quotidiani* bzw. *minores*)⁶⁾. Über seine Zeitstellung und Herkunft sind Aufschlüsse einmal mit Hilfe der um den Nodus laufenden Inschrift und zum andern aus dem Flechtbanddekor auf Cuppa und Fuß zu gewinnen.



Abb. 2 Die Inschrift (vergrößert). (Nach I. Bóna S. 286)

Für die von einem Kreuz eingeleitete Inschrift CUNDPALDFECIT (Abb. 2) kam Bóna (S. 287) zu dem Ergebnis, sie sei in angelsächsischen Majuskeln abgefaßt, stehe der spätantiken Majuskel des Tassilo-Liutpirc-Textes von Kremsmünster nahe und zeige in der Schreibung des Personennamens Cundpald = Gundbald den typischen bairischen Konsonantismus, der b durch p und g durch c ersetzt, entsprechend Liutpirc = Liutberga am Tassilo-Kelch. Mit dem Hinweis auf die zahlreichen Cundpald-Nennungen im Gedenkbuch von St. Peter in Salzburg (angelegt 784; MGH *Necr. Germ.* 2, 1904) konnte Bóna sicherstellen, daß sowohl der Personennamenname als auch die Kelchinschrift bairischer Herkunft sind. Aber weder namenkundlich noch paläographisch läßt sich die Inschrift von Petöháza schärfer datieren. B. Bischoff stellt in seinem unten S. 277 f. mitgeteilten paläographischen Gutachten fest, daß die Schrift in Form und Stil keineswegs angelsächsisch, sondern entschieden vorkarolingisch sei und als Ausläufer einer älteren fränkischen Tradition angesehen werden müsse.

Man muß Bóna zugute halten, daß er die zusammenfassende Untersuchung V. H. Elberns über die eucharistischen Kelche des frühen Mittelalters aus dem Jahre 1964 (vgl. Anm. 3) erst nach Abschluß seines Manuskripts einsehen und für den Druck nicht mehr voll heran-

5) Mit Einsatz 27 cm, vgl. Elbern *a. a. O.* 70 Nr. 17.

6) Elbern *a. a. O.* 27.

ziehen konnte. Er hätte seine Feststellungen zur Rolle und Bedeutung der Inschrift sonst wohl anders formuliert (S. 289 f.). Vielleicht wird man ihm noch darin folgen, daß *Cundpald fecit* eher den Verfertiger als den Stifter meine, Cundpald also tatsächlich den Kelch hergestellt habe, obwohl Elbern diese Frage sehr vorsichtig sowohl für Petöháza wie für andere Beispiele von Inschriftkelchen offen läßt⁷⁾. Daß der Verfasser in „ziemlich unbescheidener Form“ seinen Namen eingraviert und damit sein „barbarisches Selbstbewußtsein“ dokumentiert habe (S. 290 f.), daß er weiterhin sogar mit signierenden Waffenschmiedern verglichen wird, heißt aber sicherlich das Milieu verkennen, in dem dieser Meßkelch entstanden ist. Da es sich um die „Prahlerie eines halbheidnischen Schmiedes“ handle, die nach der Weihung Virgils zum Bischof von Salzburg (767-784) nur schwer vorstellbar sei, hält Bóna den Kelch für das Erzeugnis einer „im Bereich der Salzburger Kirchendiözese gelegenen bairischen Goldschmiede um die Jahre 760-780“ (S. 302). Wenn auch nicht ausdrücklich gesagt, so scheint Bóna in Cundpald einen weltlichen bairischen Goldschmied zu sehen, dessen vermutlich erste kirchliche Bestellung der Kelch von Petöháza gewesen sei (S. 302, vgl. auch S. 290).

Wie es für die Bearbeiter des Tassilo-Kelches ganz selbstverständlich war, daß dieser kostbare Spendekelch im Auftrag Herzogs Tassilos von einem Meister geschaffen wurde, der als Kleriker in einer monastischen Gemeinschaft lebte⁸⁾, so setzt auch Elbern voraus, daß die von ihm bearbeiteten frühmittelalterlichen Meßkelche als Werke sakraler Kunst in *kirchlichem Milieu*, d. h. in Klöstern oder an Bischofssitzen entstanden sind. Wenn also Cundpald irgendwo im Bereich der Salzburger Diözese den Meßkelch von Petöháza hergestellt hat, ihn mit seinem Namen versah und mit Flechtband dekorierte oder wenn er ihn als Stifter anfertigen ließ, dann kann dies nur in einer Klosterwerkstatt erfolgt sein, in St. Peter in Salzburg, Mondsee oder Kremsmünster. Cundpald muß ein Kleriker gewesen sein, wie die Mitglieder der klösterlichen Scriptorien, welche die Handschriften der Heiligen Schrift abschrieben und illustrierten, oder ihre Confratres, die sie dann mit kostbaren Einbänden versahen. Gerade für die Bucheinbände, die mit Edelmetall, Gemmen usw. verziert wurden, waren in den Klöstern Goldschmiede vonnöten. Ikonographische Vergleiche der Evangelistenbilder am Tassilokelch mit solchen der Buchmalerei haben neuerdings unterstrichen, wie eng in frühkarolingischer Zeit der Zusammenhang zwischen monastischen „Malern“ und „Goldschmieden“ — zweifellos innerhalb derselben klösterlichen Gemeinschaft — gewesen sein muß⁹⁾. Beide arbeiteten an Werken, die für den Gottesdienst bestimmt waren: an Evangeliaren, Psalterien oder an Meßkelchen und Patenen. Wie beim Tassilokelch wird man also auch beim Kelch Cundpalds nach Beziehungen zur Buchillustration suchen müssen, und zwar durch eine detaillierte Analyse des Flechtbanddekors.

7) Elbern 15 u. 83 f.

8) Vgl. etwa G. Haseloff 18: das Kloster Salzburg (St. Peter).

9) W. Neumüller u. K. Holter, *Der Codex Milenarius* (Forsch. zur Gesch. Oberösterreichs 6, 1959) 88 ff.

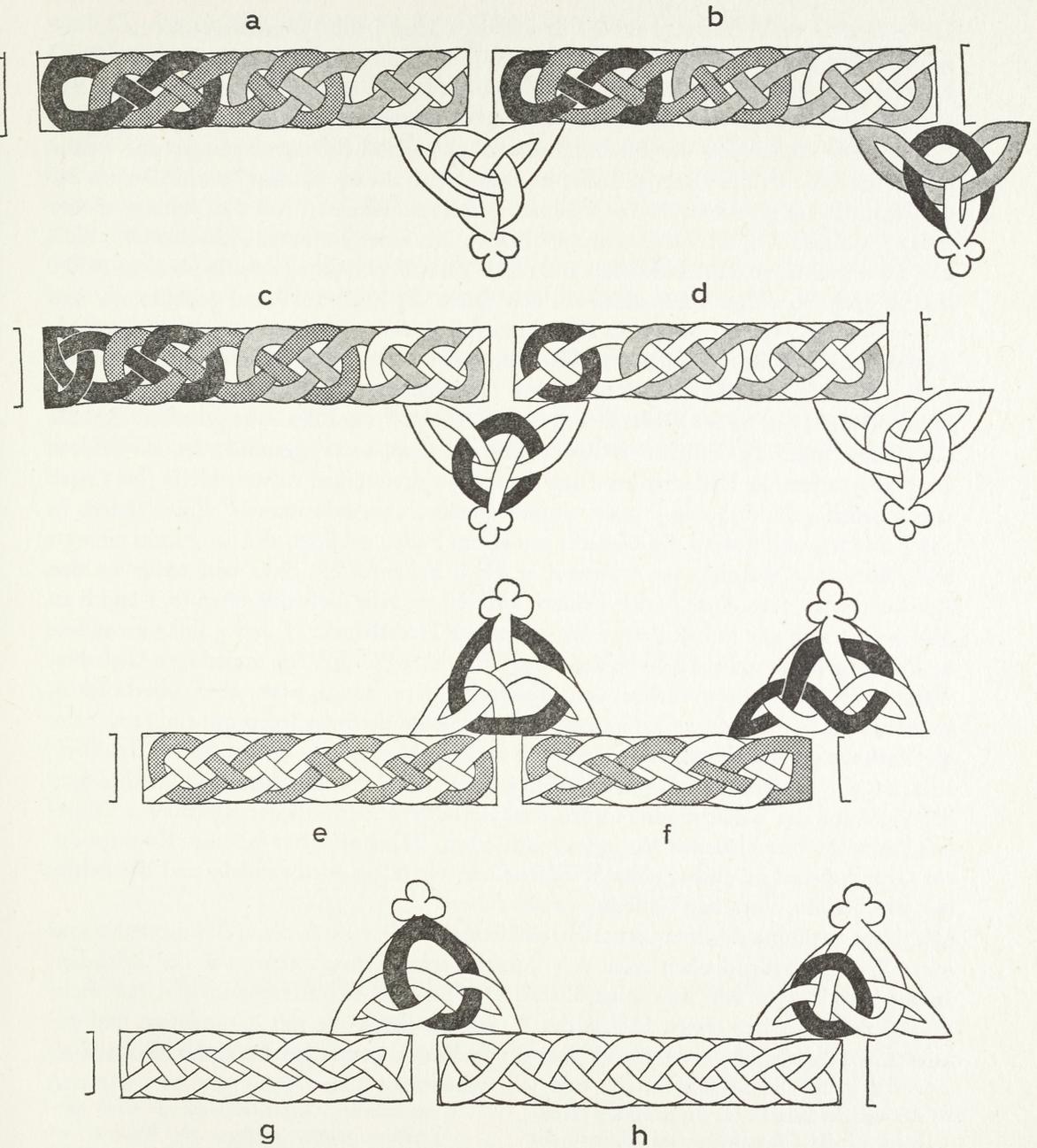


Abb. 3 Das Bandgeflecht. 1:1. Schwarz und gerastert: geschlossene Geflechte; hell: offene Geflechte.
(Zeichnung H. Zeh, München)

Die eingravierte Verzierung am Kelch von Petőháza (Abb. 3) gliedert sich in je vier schmale, rechteckige Felder, die unterhalb des Mundsaums und oberhalb des Standringes konzentrisch angeordnet sind. Die Felder sind mit breitflächigem Flechtband gefüllt und miteinander durch je vier hängende (oben) bzw. stehende (unten) Dreieckgeflechte verbunden. Die Aufteilung der Flechtmuster auf getrennte, nebeneinandergesetzte Felder statt eines umlaufenden Bandgeflechts ist ebenso auffallend wie die Verschiedenheit der in keinem Felde geschlossenen, unregelmäßigen Bandgeflechte. Von den Feldern an der Cuppa stimmen a und b im Ornament überein. Mit einer einfachen Achterschleife links sind zwei dreiteilige Achterschleifen und rechts eine offene Schlinge verflochten. In Feld c sind es drei dreiteilige Achterschleifen, von denen die linke am Rand geknickt ist, und eine nach rechts offene Schlinge. In Feld d umschließt links ein Kreisring die Verknotung, die aus einer nach links offenen Doppelschlinge, einer dreiteiligen Achterschleife und einer nach rechts offenen Schlinge gebildet wird. Die Geflechte der Felder a-c sind also nach rechts offen, dasjenige des Feldes d nach beiden Seiten. Bis auf die linke geknickte Schleife des Feldes c sind die Geflechte in den Feldern der Cuppa stets gerundet. In den Feldern am Fuß bestehen die Geflechte bei e und f aus einer dreiteiligen Achterschleife (bei f nach rechts außen geknickt) mit je zwei eingeflochtenen, „abgeschnittenen“ Einzelfäden. In den Feldern g und h wird das Geflecht aus einem Faden gebildet, der bei g links einsetzt und rechts spitz geknickt ist, während er bei h hakenförmig links und rechts an den Knickungen ansetzt. Auch in den Feldern am Fuß sind die Geflechte offen (e, f und h an beiden Seiten, g nur links). Feld e hat gerundete Flechtbänder, f und g links gerundete und rechts geknickte, Feld h an beiden Seiten geknickte Bänder. Die dreieckigen Geflechte, welche die Intervalle zwischen den Rechteckfeldern unten bzw. oben überbrücken, variieren das Grundmotiv eines an der Basis spitz geknickten Geflechts mit einbezogenem, die Verknotung umschließenden Kreisring und mit drei Beeren an der Spitze des Dreiecks. Da alle Dreiecksgeflechte in der Führung der Bänder verschieden sind, möchte man die Variation der Bandgeflechte in den Rechteckfeldern ebenfalls der Absicht des Künstlers und nicht verschiedenen Vorlagen zuschreiben. Es lag offenbar in seiner Konzeption, ein Grundschema möglichst ohne Wiederholung vielfältig abzuwandeln und die Felder mit sehr breiten, einfachen Geflechten auszufüllen.

Mit Recht hat Bóna den kontinentalen, süddeutschen Charakter dieses Bandgeflechts und seine Wesensverschiedenheit von den komplizierten Ornamentformen der britischen Inseln betont. Die von ihm angeführten süddeutschen Metallarbeiten und Knochen schnitzereien aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts, die mit gerundetem und geknicktem Flechtband verziert sind (S. 298)¹⁰⁾, bilden zweifellos die einheimische Vor-

¹⁰⁾ Als weiteres Beispiel für das geknickte Flechtband sei die Silberzwinde am Abtsstab des Hl. Germanus in Delsberg angeführt: *Germania* 33, 1955 Taf. 24, 2 b-c und *Ur-Schweiz* 20, 1956, 57. — Da der Stab dem um 675/77

verstorbenen Germanus nicht ins Grab mitgegeben wurde, sondern als Reliquie im Kirchenschatz verblieb, ist seine reiche Ausschmückung sicher erst später, d. h. im 8. Jahrhundert erfolgt.

stufe für das Bandgeflecht am Kelch von Petöháza. Es ist auch richtig, daß sich diese Flechtbandmuster an kontinentalen Metallarbeiten nur bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts verfolgen lassen, da sie dann vom insularen Tierstil verdrängt werden, wie dies die profanen und sakralen Metallarbeiten zeigen, die sich um den Tassilo-Kelch gruppieren lassen. Mit einigen Beispielen aus der Buchillustration vermeinte Bóna ein Weiterleben des kontinentalen Bandgeflechts bis in die Zeit „zwischen 750 und 775“ (S. 300) verfolgen zu können, mit dem Ergebnis, daß der Kelch Cundpalds älter als der „insulare“ Tassilo-Kelch sei und daß sich zwischen beiden kaum eine unmittelbare Verwandtschaft feststellen ließe (S. 302 f.). Diese chronologischen Folgerungen überzeugen nicht und können nach Meinung des Verfassers durch eine weiterführende Analyse der Ornamentik berichtigt werden.

Die dreieckigen Geflechte (Abb. 3), die Bóna als „selbständige Variante der jahrhundertealten Bandornamentik der Merowingerzeit“ auffaßte (S. 300), geben einen ersten Hinweis. Auf ihrer Spitze sitzt ein kleeblattförmiger Dreipaß, der als Dreiergruppierung von Weinbeeren im Sinne der „insularen“ Pflanzenornamentik interpretiert werden muß.

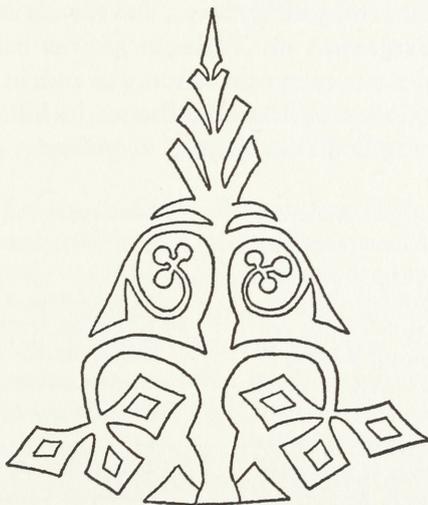


Abb. 4 „Weinstock“ an der Cuppa des Tassilo-Kelches. 1:2. (Nach G. Haseloff S. 7 Abb. 5 rechts)

G. Haseloff hat für entsprechende „Trauben“ am Tassilokelch (Abb. 4)¹¹⁾ zahlreiche Analogien an northumbrischen Steinkreuzen¹²⁾ und an nordenglischen Metallarbeiten

¹¹⁾ G. Haseloff, *Der Tassilokelch* (1951) Taf. 8, A.

¹²⁾ Haseloff 50. — Traube aus drei Beeren z. B. am schottischen Abercorn Cross: *Acta Ar-*

chaeol. (Kopenhagen) 7, 1936, 174 f. Abb. 83 (J. Brøndsted).

und Buchillustrationen aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts zusammengestellt¹³). Die Trauben am Kelch von Petöháza sind im Vergleich zu denen des Tassilokelches zwar reichlich schematisch, aber doch ein sicheres Zeugnis für entsprechenden insularen Einfluß. Sie wirken am Cundpald-Kelch wie eine auf das Bandgeflecht aufgepfropfte fremde Zutat¹⁴). Vielleicht wurden sie hinzugefügt, weil der Dekor von Weinbeeren als Abbild paradiesischer Flora an diesem für Meßwein bestimmten Kelch als wünschenswert und sinnvoll empfunden wurde, wie die Verwendung des Weinstockmotivs am Tassilokelch. Der bairische Mönch Cundpald bediente sich also eines geläufigen Ziermotivs der insularen Kunst, auch wenn er es nicht gerade organisch in die kontinentalen Bandmuster einbeziehen konnte. Während Tassilokelch und Cutbercht-Codex den insularen Stil kontinentaler Prägung vertreten, wie er unter dem Iren Virgil (767-784) in Salzburg zu besonderer Blüte gelangte¹⁵), ist der Kelch Cundpalds eher mit illustrierten Codices aus den Klöstern Mondsee und Kremsmünster zu vergleichen, deren rein „kontinentalen“ Ornamentstil wir jetzt dank der Untersuchungen K. Holters zum Codex Millenarius recht gut überblicken¹⁶). Vermutlich ist beim Cundpald-Kelch bereits das Einsetzen des Bandgeflechts in rechteckige Felder auf Vorbilder in der Buchillustration zurückzuführen¹⁷), so daß es durchaus möglich erscheint, daß für die in Metall gravierten Bandmuster Zeichnungen auf Pergament als Vorlagen gedient haben. Der Dominanz des Bandgeflechts am Cundpald-Kelch entspricht es nun, daß auch in der von Holter behandelten Handschriftengruppe (Codex Millenarius, Psalter in Montpellier, Nürnberg-New Yorker Fragmente) das Bandgeflecht das alleinige Zierelement darstellt. Der Psalter von

¹³) Haseloff 50 ff. mit Abb. 37-39. — Dreibeeren- traube im 9. Jh. auch an der Eisenverzierung eines Eimers aus Grab 271/49 im mährischen Staré Město: V. Hruby, *Staré Město* (Monum. Archaeol. 3, 1955) 157 Abb. 24 u. Taf. 49 und am Psalter Ludwigs d. Deutschen: *Katalog d. Ausstellung Karl d. Große* (Aachen 1965) Taf. 80.

¹⁴) Ähnlich an ein Bandgeflecht angesetzt ist das Dreibeerenmotiv an der Initiale U im Codex Paris, lat. 11627 fol. 3 a (nach B. Bischoff aus Corbie nach 780): H. Zimmermann, *Vorkarolingische Miniaturen* (1916) Taf. 110, d bzw. R. Gabrielsson, *Kompositionsformer i senkeltisk orneringsstil* (Kgl. Vitterh. Hist.-Antiqv. Handlingar 58, 2 1945) 45 Taf. 7, 1. Die E-Initiale zeigt das Dreibeerenmotiv zweimal: Zimmermann Taf. 110, a. — Zu vergleichen sind auch die auf Halbbögen sitzenden dreiteiligen Blüten auf dem Adels hausener Tragaltar (zweite Hälfte 8. Jh.): V. H. Elbern, *Das erste Jahrtausend* (Tafel-

band 1962) Taf. 284.

¹⁵) Zur Salzburger Entstehung des Cutbercht-Codex vgl. jetzt zusammenfassend K. Holter in der Anm. 16 genannten Arbeit S. 154-156.

¹⁶) K. Holter, *Der Codex Millenarius im Rahmen der Mondseer und Salzburger Buchmalerei*. In: Neumüller u. Holter, *Der Codex Millenarius* (Forsch. zur Gesch. Oberösterreich. 6, 1959) 71 ff.

¹⁷) Z. B. Rahmung des Evangelisten Matthäus im Cutbercht-Codex: Holter 86 Abb. 9. — Besonders naheliegend ist ein Vergleich mit den von breitflächigen Geflechtem im unendlichen Rapport gefüllten Rahmungen des insularen Evangeliers im Trierer Domschatz (aus Echarternach): H. Zimmermann, *Vorkarolingische Miniaturen* (1916) Taf. 267 ff. und V. H. Elbern, *Das erste Jahrtausend* (Tafelband 1962) Taf. 234 f. Das Evangeliar wird von Elbern ins Ende des 8. Jh. und von C. Nordenfalk um 730 datiert, vgl. *Katalog d. Ausstellung Karl d. Große* (Aachen 1965) 242 Nr. 401.

Montpellier ist um oder nach 780 im Kloster Mondsee entstanden (Holter S. 139), der Millenarius vermutlich in Kremsmünster vor 800. In beiden Handschriften tritt der insulare Einfluß fast ganz zurück. Wie beim Kelch Cundpalds die Weinbeeren einziges Zeugnis des insularen Stils sind, ist es beim Millenarius allein die Initiale Q beim Lukas-Initium (Holter Abb. 20), die neben insularen Tierköpfen ein mit Bandgeflecht kombiniertes Weinblatt bzw. eine Dreibeerentraube zeigt (Abb. 5). Entscheidend für die Zu-

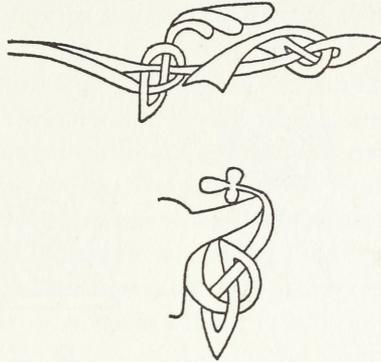


Abb. 5 Weinranke und Weinbeeren an der Initiale Q (Lukas-Initium) des Codex Millenarius.
(Nach K. Holter S. 103 Abb. 20)

sammenghörigkeit von Cundpald-Kelch, Psalter von Montpellier und Millenarius ist die Verwendung „geschlossener“ Flechtbänder in Form von Achterschleifen, Kreisringen (um Verknotungen) und der Wechsel geknickter und gerundeter Geflechte aus relativ breiten Bändern (Abb. 6)¹⁸). Allerdings benutzte der Goldschmied seine Vorlagen — Musterbücher oder originale Buchillustrationen — recht frei, da er die variierenden Flechtmuster nicht geschlossen, sondern offen in die Felder einpaßte, wofür man in der Buchmalerei m. W. kein Beispiel findet. Die Übereinstimmung der Motive, die ja nicht von der Qualität der Ausführung abhängig ist, läßt jedenfalls darauf schließen, daß der Cundpald-Kelch mit den beiden Handschriften gleichzeitig ist, d. h. daß er etwa in die Zeit zwischen 780 und 800 gehört und daß er vermutlich in Mondsee oder in Kremsmünster gearbeitet wurde. In beiden Klöstern gab es zu jener Zeit bedeutende Schreibschulen, deren Buchillustrationen für den Dekor des Kelches als Vorbild dienen konnten.

¹⁸) Holter 113 Abb. 28 (Millenarius) u. 135 Abb. 37 (Montpellier). — Einfache Achterschleifen und geschlossene Bandgeflechte sind am Ende des 8. Jh. auch in der oberitalienischen Buchillustration häufig, deren Einwirkung auf Ostbairern Holter herausgestellt hat. Vgl.

W. Braunfels (Hrsg.), *Karl d. Große* 3 (1965) 74 ff.: K. Holter, *Der Buchschmuck in Süddeutschland und Oberitalien*, bes. S. 93 ff. mit Abb. 15-16 (Achterschlingen) und Abb. 20 (Kreisring).

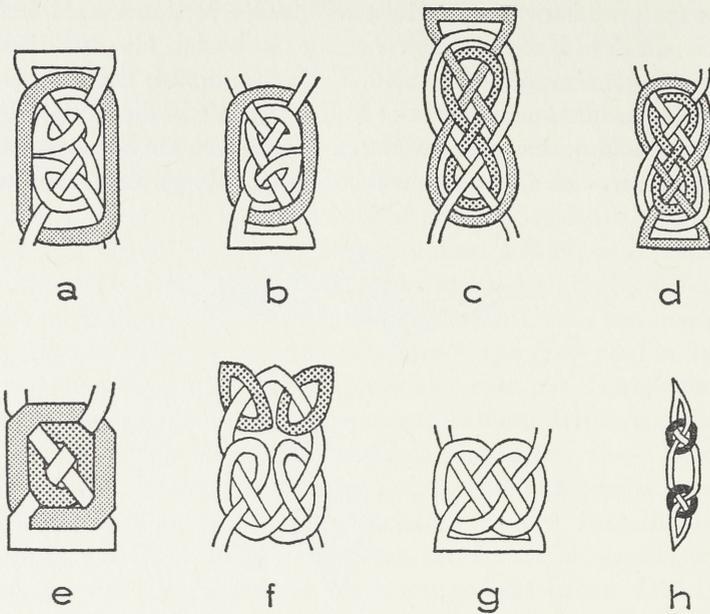


Abb. 6 Bandgeflechte am Codex Millenarius (a-d) und am Psalter von Montpellier (e-h).
 Schwarz und gerastert: geschlossene Geflechte; hell: offene Geflechte.
 (Nach K. Holter S. 113 Abb. 28; S. 135 Abb. 37; S. 138 Abb. 39)

Mondsee (Maninseo), von Tassilos Vater Utilo im Jahre 748 als Eigenkloster gegründet, gehörte wie das herzogliche Tochterkloster Kremsmünster (gegründet 777) bis in die Zeit nach 800 zur Diözese Salzburg¹⁹⁾. Cundpald, der Hersteller oder Stifter des Meßkelches von Petöháza, stammte wohl aus einem dieser Klöster. Während der in Salzburg geschaffene Tassilokelch entweder für das neugegründete Kremsmünster bestimmt war oder nach dem Sturz des Herzogs im Jahre 788 dorthin gelangte, dürfte der in der Qualität sehr viel mindere Cundpald-Kelch vielleicht etwas später in Mondsee oder Kremsmünster entstanden sein. Ob er von einem Missionar aus dem Bistum Salzburg nach Karls Awarensieg in die „pannonische Mark“ mitgeführt oder schon vorher auf awarisches Gebiet verschlagen wurde, wird sich so wenig klären lassen wie Zeit und Umstände, die zu seiner zusätzlichen Ausschmückung mit Glas- und Steineinlagen führten. Viel wesentlicher erscheint die Feststellung Bónas, daß es sich bei diesem Kelch um ein Denkmal einheimisch-bairischer Entwicklung handelt, das — wie wir hinzufügen können — geringen anglo-irischen und noch keinen fränkischen Einfluß verrät. Dank der gründlichen Publikation schien es dem Verfasser möglich, über Bónas Ergebnisse hinaus den kunstgeschichtlichen Standort des Cundpald-Kelches noch etwas präziser zu

¹⁹⁾ Vgl. hierzu Neumüller bei Neumüller-Holter 57-65.

bestimmen: er gehört in jenen konservativen ostbairischen Kunstkreis, der im Gegensatz zur Metropole Salzburg im letzten Drittel des 8. Jahrhunderts in den einheimischen Traditionen der Agilolfingerzeit verharrte und den die Analyse des Psalters von Montpellier und des Codex Millenarius in den Klöstern Mondsee und Kremsmünster lokalisieren konnte. Gewiß läßt sich der Meßkelch Cundpalds in der künstlerischen Qualität nicht im entferntesten mit den Illustrationen der beiden Handschriften vergleichen. Aber er steht neben ihnen als ein neu gewonnenes Zeugnis traditionsgebundener monastischer Kunstfertigkeit im östlichen Bayern aus der Zeit Herzog Tassilos und der Awarenkriege Karls des Großen.

Die hier vorgeschlagene Einordnung des Kelches von Petőháza erfolgte auf dem Wege der Ornamentanalyse. Der Verfasser hat zwei Kollegen seiner Münchener Fakultät für Expertisen zu danken, die mit freundlicher Genehmigung der Autoren anschließend zum Abdruck gelangten. Das germanistische Gutachten Hans Fromms bestätigt die von Bóna getroffene Zuweisung des Personennamens Cundpald an das bairische Sprachgebiet. Eine Lokalisierung am fränkischen Niederrhein oder in Nordfrankreich würde von sprachlicher Seite großen Schwierigkeiten begegnen. Das paläographische Gutachten Bernhard Bischoffs weist demgegenüber entschieden auf die fränkische Tradition der Inschrift hin, die es eher erlauben würde, den Kelch mit dem Pariser Codex lat. 11627 in Verbindung zu bringen, der um 780 im nordfranzösischen Corbie entstand (vgl. oben Anm. 14). Auch in diesem Falle wären die Buchstabenformen altmodisch, aber immerhin im gleichen Raum beheimatet, während sie in der Salzburger Diözese ohne Parallele sind. Die hier wiedergegebene Stellungnahme des besten Kenners der südostdeutschen Schreibschulen der Karolingerzeit wiegt schwer und zeigt, daß die wenigen erhaltenen Denkmäler des 8. Jh., Metallarbeiten, Buchillustrationen oder Inschriften, einen Consensus im Urteil der Experten nicht immer zulassen. Wie eingangs betont, sollte dieser Beitrag die Diskussion um den Kelch von Petőháza eröffnen. In den beigefügten Gutachten sind neben dem Archäologen auch der Germanist und der Epigraphiker an dieser Diskussion beteiligt. Hoffen wir, daß in Zukunft Neufunde oder neue Gesichtspunkte aus den von den Autoren vertretenen Wissensgebieten den Kelch eindeutiger zu beurteilen erlauben, als es beim heutigen Stand unserer Kenntnisse möglich ist.

HANS FROMM

ZU CUNDPALD

Die Lokalisierung dieser Form des Namens *Gundbald* (E. Förstemann: *Altdeutsches Namenbuch*. 2. Aufl. 1 [Nachdruck 1966] 697 ff.; die mundartlichen Nebenformen werden hier leider nicht verfolgt und belegt) muß ausgehen von den zwei Elementen:

- c- für germ. g- im Anlaut,
- p- für germ. b- im mittelbaren Anlaut.